

„Denken ist das Schlimmste“

Ein Schauspielerfest: Samuel Becketts „Warten auf Godot“ im Münchner Volkstheater

Von Hannes S. Macher

München (DK) Von Schmerzen geplagt und erbärmlich stöhnend versucht Estragon seine Stiefel als Symbol der Vergangenheit und als Hoffnung auf die Zukunft auszuziehen. Doch es gelingt ihm nicht. Zu schwer lasten sie an seinem bisherigen Leben und seiner Biografie. Folglich beginnt er voll Verzweiflung mit seinem Kumpan Wladimir den Disput über die Widrigkeiten des gemeinsamen Wartens auf den Herrn Godot zu analysieren, das freilich und vermutlich ein Hirnospinnschiff der beiden Männer ist. Zumindest gibt es für sie kein Entrinnen aus dieser klaustrophobisch abgeschlossenen, trostlosen und mit nur einem rauen Felsbrocken und einer hölzernen Stange als abgestorbenem Baum bestückten Landstraße. Seit einer Ewigkeit schon halten sie Ausschau nach diesem mysteriösen Mann namens Godot und wissen nicht einmal, ob Ort und Zeit ihrer Verabredung mit ihm stimmen. Das irrwitzige Warten auf ihn ist zum einzigen Lebensinhalt der beiden aus der Gesellschaft Ausgeschiedenen geworden.

Ist's ein Endspiel nach der Apokalypse, was die beiden Männer hier besprechen, die sich in gegenseitiger Zuneigung und ebensolcher herzlicher Abneigung verbunden fühlen? Der Interpretationen dieses von Samuel Beckett 1949 geschriebenen und 1953 in Paris uraufgeführten Parodiestücks des absurden Theaters gibt es ja mehr als genug: Von der Sinn- und Ausweglosigkeit des Daseins kann diese Tragikomödie vermutlich ebenso künden wie in der religiösen Deutung des Stücks als Hoffnung der beiden Weltflüch-



Parabel über die Unbehaustheit des Menschen: Silas Breiding, Jonathan Hutter, Jonathan Müller und Jakob Geßner.

Foto: Neeb

tigen auf Erlösung durch Gott. Oder ist's, wie eine neuere Interpretation vermutet, eine Parabel über zwei Juden, die – vergeblich – auf Godot als Fluchthelfer aus Nazi-Deutschland warten?

So kontrovers und interessant all die Deutungen auch sind, herrlich unkompliziert ist diese Neuninszenierung von Nicolas Charaux. Keine Greise, die wie bei den meisten Aufführungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte mit ihrem Leben abgeschlossen haben, stehen hier auf der Bühne des Münchner

Volkstheaters, sondern zwei flippige junge Burschen, die sich sinn- und wertfrei unterhalten und einfach nur ihren Spaß über das Warten auf das Nichts auskosten wollen. „Denken ist das Schlimmste“, stellen sie amüsiert fest und parlieren mit Schalk im Nacken und mit köstlich übertriebener pseudo-philosophischer Attitüde über den Zustand dieser Welt und über das Warten auf das Wahre, Gute und Schöne, das Monsieur Godot womöglich repräsentiert – falls er erscheint. Keine tief-schürfende Analyse liefern Es-

tragon (Jonathan Miller) und sein Kumpel Wladimir (Silas Breiding) hier ab, sondern eine ebenso muntere wie doppelbö-dige „just for fun“-Diskussion.

Famos, wie die beiden Schauspieler als Godot- und Ich-Sucher sich gegenseitig angiften und wieder versöhnen, wie sie ihre Hoffnungen und Gefühle offenbaren, Godot doch noch als reale Person anzutreffen oder wenigstens bei der Projektion ihrer Fantasien nicht enttäuscht zu werden. Versponnen und clownesk rauschen diese Szenen als schönes Schauspiel.

Diagnose: Germanistik

Philipp Scharrenberg bei den Kabaretttagen

Von Karl Leitner

Ingolstadt (DK) „Germanistik ist heilbar“. Das behauptet zumindest Philipp Scharrenberg. Der hat sie studiert, muss es also wissen, ist sich der damit gewählten beruflichen Sackgasse durchaus bewusst, bei einer Veranstaltungsreihe wie den hiesigen Kabaretttagen aber genau deswegen sehr gut aufgehoben. Und er steht zu seiner Leidenschaft.

„Kann denn Liebe Syntax sein?“ fragt einer, der nach dem Motto „Hier steh ich nun und kann nicht anders!“ von der Bühne der Neuen Welt aus seinem Publikum die Lust an der Sprache vermitteln will mit den Mitteln des Gedichts, der Parodie, des Rollenspiels, des Dialogs, mit Liedern, Raps und einem Hörspiel, mit vielen gut versteckten Wortspielen und geschickt eingebauten Schüttelreimen und Kalauern und schließlich dem Beweis dafür, dass nach Primär-, Sekundär- und Tertiärliteratur nicht zwangsläufig das Pleistozän kommen muss.

Germanistik ist also heilbar. Das ist beruhigend. Gott sei Dank gibt es Typen wie Scharrenberg, die zur Selbstdiagnose fähig sind. Die Verfechter des Prollsprachen-Gebells mit all ihren prädikats- und artikellosen Satzruinen verfügen über diese Fähigkeit ja nicht, wobei dahinter aber in den allermeisten Fällen nicht eine bewusste Entscheidung für Sprachtrash steht, sondern schlichte Ignoranz und pures Unvermögen. Scharrenberg hingegen macht sich die Mühe – nachdem der Anti-Struwwelpeter ja längst existiert – uns mit „Lino Loser“, der Alternativversion von Benjamin Blümchen, zu beglücken, Heinz Erhardts „Die Made“ zu einer Ballade mit schillerschen Ausmaßen aufzublasen, Hoffmann von Fallerslebens „Lied der Deutschen“ umzudeuten in das „Leid der Deuter“ und zu



„Germanistik ist heilbar“, meint Philipp Scharrenberg. Foto: Leitner

guter Letzt auch noch „Mork vom Ork“ zum Objekt eines Rollenspiels zu machen, bei dem das Publikum über den weiteren Handlungsverlaufentscheiden darf. Wobei es sich, wie auch sonst den ganzen Abend über, prächtig amüsiert.

Germanistik als Krankheit also, die man heilen muss? Sofern sie in verstaubten Archiven vor sich hinvegetiert, nicht mehr geschätzt wird und aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit verschwindet, verliert sie wohl tatsächlich allmählich an Ansehen. Doch nicht die Disziplin ist das eigentliche Problem, sondern der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, die Sprache nämlich. Sie wandelt sich, das ist gut. Aber sie verarmt auch, und das ist schlecht.

Zum Glück kommt dann immer wieder jemand wie dieser Philipp Scharrenberg, der uns mit Charme, Witz und Humor demonstriert, wie reichhaltig sie doch ist, welch vielfältige Möglichkeiten sie bietet, welche Schönheit sie besitzt. Das tut er auf spritzige, kurzweilige, originelle Art und mit einem Programm, das auch noch Raum lässt für inhaltliche Statements. Fazit: Wenn der Heilungsprozess so abläuft wie in diesem Fall, dann wollen wir gerne mal wieder die Sprechstunde besuchen. Sogar dann, wenn uns gar nichts fehlt.

Nadelstiche des Terrors

NS-Dokumentationszentrum: Ronit Agassi zeigt „Die fünfte Jahreszeit“

Von Annette Krauß

München (DK) Von der Spielzeug-Figur einer Frau am Spinnrad läuft ein roter Faden direkt in die nächste Vitrine, aber er zieht sich auch durch die gesamte Ausstellung von Ronit Agassi. Denn mit dünnen, farbigen Fäden näht die israelische Künstlerin und ausgebildete Kunsttherapeutin Gegenstände zusammen, bestickt sie oder perforiert sie mit Nadeln – und sie übersetzt damit eine als „weiblich“ konnotierte Tradition in die Kunst der Gegenwart.

Zu sehen sind die fragilen Arbeiten der Ausstellung „The Fifth Season“ (Die fünfte Jahreszeit) im NS-Dokumentationszentrum, und damit wird erstmals eine Kunstschau in dem Haus gezeigt, das bisher keine Originale ausstellte, sondern lediglich Abbildungen von Fotografien und Dokumenten zur NS-Zeit. Unter der neuen Direktorin Mirjam Zadoff zieht also die Kunst ein – zumindest in begrenzten Zeiträumen und am Ort der Wechselausstellungen.

Nach dem jüdischen Kalender wird „Rosch HaSchana“, das Neujahrsfest, im Herbst gefeiert. Getrocknete und gepresste Blätter stehen für diese Jahreszeit – Ronit Agassi hat sie im Berliner Grunewald gesammelt. Von dem dort liegenden Bahnhof wurden ab 1941 bis zum Kriegsende über 50 000 Fiddinnen und Juden in Vernichtungslager deportiert. In Erinnerung an diesen Terror setzt Agassi eine Vielzahl von Nadelstichen in die Blätter, und die farbigen Kreuzstiche formen sich zu Hakenkreuzen und zu Porträts von Adolf Hitler und anderen Nazi-Schergen. Blatt für Blatt liegt neben-einander in einer Vitrine oder sie werden in speziellen Kästen hinterleuchtet – ein zusätzliches Blatt liegt im Innenfach eines Kinder-Gebetstisches

und zeigt Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag. Auf den ersten Blick also Objekte der Natur, sorgfältig behandelt und arrangiert – beim genauen Hinschauen aber entfaltend sich das Grauen. Das ist typisch für die Arbeiten von Agassi, die mit unendlicher Geduld und mit extremem Fingerspitzengefühl fragile Baumblätter bestickt, Papier oder Stoff perforiert und faltet, Steine bemalt, Schieferplättchen mit Fäden umwickelt oder aus hauchdünnem Blattgold Figuren ausschneidet. Jede Insel dieser Ausstellung ist einer Jahreszeit gewidmet – die „fünfte Jahreszeit“ beinhaltet Anspielungen an die Kindheit: Auf einem Notenständer ist ein Miniaturbett befestigt, auf dessen Decke ein kleiner, goldener Soldat unter einem Gespinnst aus Fäden liegt. Die hebräische Inschrift der Stickerei lautet „Der müde Soldat“.

Natürliche Materialien wie Steine und Blätter legen eine Spur in die Kindheit der 1948 geborenen Künstlerin, die im Kibbuz Merhavja aufwuchs – tagsüber umgeben von einer üppigen Vegetation, aber nachts ohne Eltern im Kinderhaus. Märchenfiguren aus Erzählungen, die vor Albträumen schützen sollten, scheinen auf

lerfest über die Bühne. Doch als Estragon auf der Mundharmonika eine traurige Weise vorgibt und Wladimir mit verschmitztem Lächeln mit der Kastagnette die Melodie rhythmisch begleitet, ist's mit dem fröhlichen Langmut schnell zu Ende: Wie ein gewaltig Furcht einflößender, die Peitsche schwingender Löwendompteur zerrt Pozzo, der Herrenmensch (Jakob Geßner), den intellektuell bebrillten, von der Brutalität seines Peinigers total verängstigten Sklaven Lucky (Jonathan Hutter) über das von jeglicher Zivilisation und Vegetation befreite Feld. Psychoterror ist angesagt, dem Estragon und Wladimir freilich nur mit Unverständnis begegnen: So ist sie halt, die irrsinnige und irrationale Welt. Eine Flucht aus ihr ist nicht möglich.

Mit reichlich Slapstick-Einlagen und schwarzem Humor lassen Nicolas Charaux als Regisseur und die famosen Darsteller diese hier nicht angestaubte, sondern überaus vitale, mit hintergründigem Humor prall gefüllte Neuinszenierung vorbeiziehen. Ein frisch-fröhliches und doch geheimnisvolles Schau-Spiel über diese (unsre?) absurde Welt und deren Bewohner.

ZUM STÜCK

Theater: Münchner Volkstheater

Regie: Nicolas Charaux

Bühne und Kostüme: Pia Greven

Dauer: 2 Stunden, 30 Minuten

Nächste Vorstellungen: 20./21. April, 21./22. Mai

Kartentelefon: (089) 523 46 55

Alan Ayckbourn wird 80

Von Uli Hesse

London (dpa) Alan Ayckbourn nimmt sich selbst und seine Schreibgeschwindigkeit gerne auf die Schippe: Drei fertige Stücke liegen bei ihm schon in der Schublade – in den nächsten Jahren wird er sie inszenieren, eines pro Jahr. Aber über deren Inhalte will er nichts verraten: „Je weniger über sie gesagt wird, desto besser. Vielleicht werde ich sie noch durch andere ersetzen!“ Heute feiert der Autor seinen 80. Geburtstag.

Mehr als 35 Auszeichnungen und Ehrungen hat der Dramatiker bisher erhalten, darunter die britischen und amerikanischen Theater-Oscars sowie internationale Ehrungen für sein Lebenswerk. Mehrere seiner Bühnenstücke wurden für die Leinwand adaptiert.

Geboren wurde Ayckbourn am 12. April 1939. Seine Mutter schrieb Kurzgeschichten für Frauenmagazine. „Ich kopierte sie, weil ich annahm, dass alle Familien auf diese Weise ihr Einkommen verdienen“, sagte er einmal im Interview. Doch beruflich versuchte er sich erst als Schauspieler, bevor er sich dem Schreiben zuwandte. 1961 führte er zum ersten Mal Regie bei Patrick Hamiltons „Gaslicht“ und inszenierte ab 1963 die Uraufführungen aller seiner Werke. „Es wurde viel einfacher (Regie zu führen und zu schreiben), als ich aufhörte, in ihnen aufzutreten!“

Insgesamt hat er mehr als 80 Theaterstücke geschrieben, darunter viele hintergründige Komödien und treffsichere Glossen. Auch auf deutschen Bühnen liefen seine Werke mit großem Erfolg: In der skurrilen Bühnenstory „Ab jetzt“ besitzt die Maschine mehr Gefühl als die Menschen um sie herum; Ayckbourn nimmt Vereinsamung und Technikwahn aufs Korn. Und im Komödienklassiker „Schöne Bescherungen“ wird das Weihnachtsfest zur Katastrophe. Die böse Komödie von 1980 war genauso am Stadttheater Ingolstadt zu sehen wie „Bürgerwehr“ von 2011.

Ayckbourn ist bekannt dafür, dass er schnell schreibt und kaum ein Wort ändert, sobald ein Stück fertig ist. In den vergangenen sechs Jahrzehnten, in denen er beruflich schrieb, litt er nie an einer Schreibblockade – mit einer Ausnahme: 2006 hatte er einen Schlaganfall und lag acht Wochen im Krankenhaus „ohne eine einzige Idee oder einen einzigen Protagonisten im Kopf. Es war eine sehr einsame Zeit, bis sie Gott sei Dank wieder zurückging.“ Sein legendäres Durchhaltevermögen hält er für seine größte Errungenschaft. Er fing mit zehn Jahren an zu schreiben und hat seither 86 Stücke verfasst. Das 83. Stück – „Birthdays Past, Birthdays Present“ – über einen Vorstadt-Schürzenjäger und seine Verlobte – wird im September in Scarborough uraufgeführt. Foto: dpa

„Siegfried“ hat morgen Premiere

Ingolstadt (DK) Morgen, Samstag, findet um 19.30 Uhr die Uraufführung von Donald Berkenhoffs Stück „Wege des Helden. Siegfried“ im Großen Haus des Stadttheaters Ingolstadt statt. Eigentlich war die Premiere am 30. März geplant gewesen, musste wegen technischer Probleme jedoch verschoben werden. Die Zweitvorstellung, die für den 31. März angesetzt war, findet am 14. April statt. Die Tickets vom März behalten für diese beiden Vorstellungen ihre Gültigkeit. Für beide Termine gibt es noch Karten an der Theaterkasse, Telefon (0841) 30547200. Jeweils eine halbe Stunde vor Vorstellungsbeginn gibt es eine Einführung im Foyer.



Ronit Agassi gestaltet die Jahreszeiten als verstörend-poetischen Parcours aus Skulpturen, Readymades und textilen Arbeiten. Foto: Connolly